

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1993-1994)
Heft: 46

Artikel: Vom Leiden abschaffen und anderen Lügen
Autor: Zemp, Aiha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustration: Barbara Rausch

Vom Leiden Abschaffen und anderen Lügen

Die moderne Wissenschaft und insbesondere die Gentechnologie baut mit emsigem Fleiss den Mythos auf, sie könne uns vom Leiden erlösen. Doch was Leid bedeutet, wird von ihnen bestimmt. Mit diesen wissenschaftlichen Definitionen werden immer mehr Menschen ausgegrenzt. Aiha Zemp beschreibt in ihrem Artikel die Auswirkungen der Gentechnologie auf Behinderte.

Von Aiha Zemp*

«So eine, wie die, käme heute auch nicht mehr auf die Welt»; «schade, dass es damals die segensreiche Einrichtung der Vorsorgeuntersuchungen noch nicht gegeben hat, sonst wäre Ihnen Ihr schweres Schicksal auch erspart geblieben»; solche und andere ähnliche Sätze werden mir – vor vierzig Jahren geboren mit Arm- und Beinstümpfen – zunehmend auf offener Strasse angeworfen. Eine Gewöhnung an diese Sätze wäre Zeichen der Resignation meinerseits. Stattdessen versuche ich den Schmerz über die auf diese Art geäusserten Abschaffungstendenzen von Andersartigkeit im Kampf gegen die Gen- und Reproduktionstechnologien fruchtbar werden zu lassen, denn diesen neuen Technologien liegt das gleiche Konzept zugrunde wie der Eugenik. Vor der Zeugung, über das Mittel der Familienberatung, oder vor der Geburt, mit Hilfe der Pränataldiagnostik über den Schwangerschaftsabbruch aufgrund der eugenischen Indikation, wird nicht – «nur» Aussonderung, sondern – wieder – die Ausmerzung von Menschen mit einer Behinderung betrieben. Nur wer als «gesund» und «normal» eingestuft wird, soll leben. Die Diagnose «behindert» bedeutet den vorgeburtlichen Tod. Ich lebe (noch). Aber ich wurde im Verlaufe meines Lebens zunehmend mit

der Eugenik konfrontiert, und das möchte ich zuerst anhand meiner persönlichen Lebensgeschichte aufzeigen.

Ich wurde 1953 als älteste Tochter einer Schneiderin und eines Schmieds in einem katholischen Bauerndorf im Kanton Luzern mit Arm- und Beinstümpfen geboren. Zum Glück war ich eine Hausgeburt, sonst wäre ich wohl bereits im ersten Augenblick meines Lebens mit einer völlig überforderten Medizin in einem Ausmass konfrontiert worden, wie ich es gar nicht nötig hatte, denn ausser Armen und Beinen fehlte mir ja nichts. Statt dessen wurde es möglich, dass mein Grossvater, der zwei Stunden nach meiner Geburt zu trauernden Leuten in meiner Eltern Wohnung stiess, mit mir auf den Armen die Weinenden tröstete mit einem einzigen Satz: «Man kann es jedenfalls herumtragen und lieb haben». Und das brauchte ich zu diesem Zeitpunkt: jemand, der einfach mal bedingungslos Ja sagt zu mir, zu meinem Leben. Anderntags wollte mich mein Vater zur Taufe anmelden, wie das damals bei den Katholiken noch so üblich war. Aber der Pfarrer weigerte sich, mich zu taufen, weil er «nicht mit diesem Sakrament noch den Fluch segnen wolle, der über einer Familie lasten müsse, wenn ein solches Kind geboren werde». Erst als Vater drohte, bei der Kirchenpflege um den Schlüssel zur Kirche zu fragen und einen auswärtigen Pfarrer zu suchen, willigte er schliesslich

es sei besser, wenn ich mich möglichst früh ans Heim gewöhne

ein, mit der Auflage, dass jetzt sofort ein Heim für mich gesucht werden müsse, weil ich aus dem Haus gebracht werden soll, bevor meine Mutter eine Beziehung zu mir gefunden habe. Die Hebamme, die grosse Frau aus dem Haus von nebenan, meinte dazu ganz pragmatisch: «Hans, wenn Ihr dieses Kind wollt, dann schaffen wir das schon!» Die nächste Hürde, die meine Eltern für mich zu nehmen hatten, war die Einschulung in die Primarschule. Nach dem Reifetest, den ich mit vielen andern Kindern zusammen machte, konnten diese alle mit ihren Müttern wieder nach Hause. Ich musste noch sitzen bleiben, und vier Männer kamen: einer von der IV, der kantonale Inspektor, der Schulpflegepräsident vom Dorf und mein Vater. Ich hörte, wie diese Männer über mich verhandelten: Der IV-Mann wollte mich im Heim wissen, dort könne man mich speziell fördern, und es sei besser, wenn ich mich möglichst früh ans Heim gewöhne; der Kantonsinspektor wollte mich nicht in der Primarschule vom Dorf haben, weil Eltern von den andern Kindern sicherlich früher oder später das Gefühl hätten, ihr Kind komme leistungsmässig zu kurz wegen mir, weil man das Tempo mir anpassen müsse; der Schulpflegepräsident wollte es versuchen, und mein Vater war ganz vehement gegen eine Fremdplatzierung. Es war ein schwieriges Gespräch, die Wortfetzen flogen hin und her, bis schliesslich die Lehrerin, die bis dahin schweigend dabei gestanden war, bat, man möge ihr doch einen Versuch bis Weihnachten erlauben. Es ging problemlos mit der Schule, die Fenstereinteilungen ersetzten mir beim Rechnen die Finger, und ich war sehr glücklich. In den Ferien war es mir langweilig. In der fünften Primarklasse meinte der Lehrer, ich sollte ans Gymnasium, was mich sehr freute. Meine Eltern fanden zwar

zuerst, das sei «nur für Doktors und nicht für so gewöhnliche Leute wie wir seien». Sie liessen sich dann aber vom Lehrer überzeugen, und schon ging die Sucherei los: In unserem Dorf gab es kein Gymnasium, und für mich war es unmöglich, allein mit öffentlichen Verkehrsmitteln ins nächstgelegene zu kommen: Also kam nur ein Internat in Frage. Während dieser Vorstellungsgespräche erfuhr ich selber zum ersten Mal bewusst, was Ausgrenzung heisst: Am ersten Ort wimmelte Frau Nonne mich ab, mit der Begründung, mein Anblick sei den andern Mädchen vor allem im Speisesaal nicht zumutbar (ich bin also ekelhaft oder zumindest unappetitlich), am nächsten Ort wollten sie mich auf keinen Fall aufnehmen, bis nicht sicher war, wie ich mich mit der Mens verändern würde (Behinderung und Frau, für das die Mens das untrügliche Zeichen ist, gibt eine Hexe). Nach diesen erfolglosen Gesprächen ging es mir sehr schlecht, und ich musste ein Jahr länger in die Primarschule. Ein Jahr später fanden wir drei Wochen vor Schulbeginn ein kleines Internat für Mädchen, das ganz neu eröffnet worden war. Glücklich und auch stolz war der Anfang, aber nur kurz, denn der Lateinlehrer lehnte mich ab mit der Überzeugung, dass «solche zu Hause beten sollen, sie gehören aber nicht in ein Gymnasium». Nachdem ich während drei Jahren nie von ihm aufgerufen worden war, wenn ich mich für eine Antwort gemeldet hatte, hielt ich es nicht mehr aus, und die Sucherei ging erneut los. Ich konnte dann in ein grösseres Internat in Fribourg, dort habe ich fünf Jahre später mit der Matura abgeschlossen und danach ein Studium angefangen.

In dieser Zeit wurde ich nebst meiner eigenen Betroffenheit durch die immer wieder erlebten Ausgrenzungen zum ersten Mal politisch mit dem eugenischen Gedanken konfrontiert. Damals wurde Frau bei einer Abtreibung noch verketzert, ganz sicher auf jeden Fall in der Innerschweiz. Es war aber bekannt, dass eine schwangere Frau am Kinderspital in Luzern abklären lassen konnte, ob ihr Kind mongoloid geboren würde, wenn ja, wurden in der Hochburg des Katholizismus diese Down-Syndromföten abgetrieben. Als uns das in unserer Selbsthilfeorganisation zu Ohren kam,

er könne doch nicht sagen, man hätte sie vor dreissig Jahren besser umgebracht

veranstalteten wir einen öffentlichen Abend zum Thema «Lebenswert und Lebensinn behinderten Lebens». Fürs Podium wollten wir Prof. Tönz, damaliger Leiter des Kinderspitals Luzern einladen. Bei meiner telefonischen Anfrage sagte er mir, er könne doch nicht an einem Anlass, wo Betroffene dabei seien, sagen, man hätte sie vor dreissig Jahren besser umgebracht (er wusste damals noch nicht, dass ich am andern Drahtende auch Betroffene bin). Ans Podium schickte er dann schliesslich einen seiner Assistenten. Seither, und das sind jetzt zwanzig Jahre, hat uns dieses Thema nicht mehr in Ruhe gelassen, es ist uns in dieser Zeit immer näher auf die Pelle gerückt. Als ich 1983 am deutschen Psychologenkongress in Heidelberg redete, meldete sich eine Psychologin aus dem ZuhörerInnenkreis zu Wort und erzählte, dass sie in einer grossen Klinik angestellt sei. Dort sei vor drei Monaten ein Kind mit einer ähnlichen Behinderung wie die meine von einer türkischen Mutter geboren worden. Man habe den neugeborenen Säugling sofort weggebracht und den Eltern ganz kurze Zeit später mitgeteilt, ihr Kind sei gestorben. Das Kind aber lebte, und eben wie schon am Anfang gesagt, mit Arm- und Beinstümpfen geboren, lässt sich gut leben, aber nicht ohne emotionale Zuwendung. Jedenfalls hat das Kind nach zwei Monaten immer noch gelebt, aber da fing es an, die Nahrung zu verweigern. Die Psychologin begann während ihrer Erzählung zu weinen und sagte, dass nun ihre Aufgabe sei, diesen Eltern beizubringen, dass ihr Kind lebe, und dass es behindert sei. In diesem Augenblick schluchzte eine weitere Frau auf und sagte, dass sie an einer andern Klinik arbeite und seit gestern vor die genau gleiche Aufgabe gestellt sei.

So weit meine Geschichte mit der immerwiederkehrenden Frage von «lebenswertem»

bzw. «lebensunwertem» Leben. Wie sieht dieses Thema aber in der Geschichte der Menschheit aus?

Bereits Platon meinte, eine Aufgabe der Rechts- und Heilkundigen sei es, die «Seele nach unheilbar Bösarigen» umzubringen. Seneca schlug vor, Unverbesserliche seien aus der menschlichen Gemeinschaft auszuschneiden, wie man «Missgeburten» und «sieches Vieh» aus der Welt schaffe. Luther wollte bei behinderten Kindern, die er kurzerhand dem Teufel unterschob und deshalb «Wechselbälge» nannte, «das homicidium dran wagen» (homicidium lat. = Totschlag, Mord). Mitte des letzten Jahrhunderts fand Darwin heraus, dass sich im «Kampf ums Dasein» die Tüchtigen durchsetzen und die «Untüchtigen» durch «natürliche Auslese», durch «Selektion» weggedrängt würden. Was bei Darwin noch «natürliche Auslese» war, wurde beim Zoologen Haeckel nur wenige Jahre später durch eine «künstliche Auswahl» ersetzt, wobei er sich auf das Beispiel Spartas bezog, in dem missgebildete oder schwächliche Kinder getötet wurden. Forel, Binding und Hoche rieten Ende des vergangenen und anfangs dieses Jahrhunderts, die «Untermenschen», die «Ballastexistenzen» und die «Menschenhüllen» in wissenschaftlich sauberen Verfahren zu beseitigen. Anhänger der Eugenik-Bewegung waren sowohl ultra Rechte als auch Sozialisten, wie zum Beispiel die «Fabians». Auch Feministinnen wie Margaret Sanger, Stella Browne und Eleanore Rathborne unterstützten Geburtenkontrolle unter eugenischen Gesichtspunkten.

Und schliesslich kam das Regime, das das alles in die Tat umsetzte. Ende der zwanziger Jahre war das Terrain wissenschaftlich perfekt bereitet, und zehn Jahre später wurden Hunderttausende von behinderten Kindern und Erwachsenen, Asozialen, Zigeunern und Juden von den Nazis ins Inferno geschickt. Neu in der Geschichte der Menschheit war damit, dass die Tötung von «defizientem» Leben industriell organisiert war.





Durch die Gentechnik und pränatale Diagnostik erfährt die Eugenik eine neue Brisanz: die Möglichkeit, durch «Qualitätskontrolle» bereits im vorgeburtlichen Stadium die Menschen nach «wertvollen» und «minderwertigen» Genträgern einzuordnen und die sogenannten «Minderwertigen» anschliessend zu eliminieren. In das indische Parlament wurde zwar vor kurzem ein Gesetzesentwurf eingebracht, nach dem die Anwendung von pränataler Diagnostik zur Geschlechtsbestimmung bei Embryonen unter Strafe stehen soll, nachdem jährlich allein in Bombay 2300 weibliche Föten abgetrieben werden. Aber keine Illusionen: Die Eugenik geht weiter. Erlaubt sind Methoden der pränatalen Diagnostik weiterhin für Frauen ab 35 (Down-Syndrom), für Frauen, die Strahlungen oder fruchtschädigenden Chemikalien ausgesetzt waren oder eine Geschichte geistiger Erkrankung in der Familie haben. Weisse Frauen in Europa und den USA werden zu vermehrter Fortpflanzung angehalten und die Farbigen Frauen der Zweidrittelwelt mit allen Mitteln unter Druck gesetzt, ihre Bevölkerungszahlen zu reduzieren. Die Öffentlichkeit reagiert auch auf die Fortpflanzungsfähigkeit von uns behinderten Frauen mit grosser Abwehr. Das gegen uns gerichtete Gebärverbot ist zwar nicht juristisch geregelt, auf der informellen, ideologischen und moralischen Ebene aber unglaublich wirksam.

Die Möglichkeit einer neuen Eugenik im Weltmassstab sind nicht etwa unerwünschte Nebenerscheinungen der Gen- und Reproduktionstechnologie, sondern machen ihren Kern aus. Es war zwar einfach, den Völkermord im Hitler-Deutschland als «faschistisch» anzuprangern, aber nur wenige erkennen den heutigen Genozid oder verurteilen ihn auch klar und deutlich als «faschistisch». Aber es gibt eine historische Kontinuität von der Eugenik-Bewegung über Nazi-Deutschland zu den neuen Fortpflanzungstechniken. Die BetreiberInnen und BenutzerInnen dieser Technologien wollen allerdings dieses historische Erbe nicht wahrhaben.

Das abendländische Verhältnis zur Natur zielt seit spätestens dem 17. Jahrhundert auf ihre Unterwerfung unter eine reine Erkenntnis, die vom Stofflichen getrennt entworfen wird. Bei dieser Art von Kolonialisierung will man sich der Natur mit Hilfe des Intellekts entheben, sich letztlich frei machen von den Fesseln und Begrenzungen der eigenen Körperlichkeit, sich selbst erschaffen und ge-

bären. Inbegriff dieser Perspektive ist der patriarchale Menschheitstraum, neues Leben auf künstlichem Weg zu produzieren, selbstverständlich ohne den Makel der Natürlich- und der Sterblichkeit.

Der Triumph über bzw. der Kampf gegen die Natur wird zur Grundlage des historischen Fortschritts. Damit verbunden ist das Ziel, sich von der Natur, vom Tod und vom (vor allem weiblichen) Geschlecht zu erlösen. Die Verachtung der Natur, der Frau, des sog. fehlbaren Lebendigen (ich setze diese drei Begriffe sehr bewusst gleich!) dient, wie es Horkheimer und Adorno ausdrücken, demnach dazu, die «geheime Angst» zu betäuben, «der Impotenz, dem Tod, der Natur verfallen zu sein». Hier zeichnen sich auch die Kosten für diese Form der Ganzheitskonstruktion ab: Der Kraftakt der Ausgrenzung muss ständig aufrechterhalten werden, denn die Natur ist da, sie kann in Realität nicht weggedacht werden. Natur wird zu dem, was man nicht

es wird so getan, als liessen sich menschliche Ängste über technische Möglichkeiten beheben

sein will und in sich zu tilgen sucht. Aber eben: Was dann als Natur erscheint, ist nur die patriarchale Projektion: der abgespaltene Teil, der für seine Überlegenheit steht. Damit wird der Zugriff auf den Körper zum Garant der Macht, nicht nur in Worten, sondern auch in Taten. Aber die Angst vor einer bedrohlichen, weil ja ausgegrenzten Natur bleibt. Indem aber die faktische Abhängigkeit von der Natur durch diese Art Fortschrittsideal gelehnet wird, wird sie zum allgegenwärtigen Thema, weil es ja eben gelehnet werden muss. Deshalb sind auch die Gefühle der Angst gegenüber der eigenen «Fehlbarkeit» dermassen tabuisiert, dass pränatale Untersuchungen quer durch alle Schichten und auch in kritischen Kreisen eigentlich sehr unkritisch in Anspruch genommen werden. Die Gen- und Reproduktionstechnologie wird der Frau und dem Mann auf der Strasse verkauft als Garantieschein für ein «gesundes» Kind.

Damit täuscht man der Bevölkerung eine Antwort auf die Angst vor Krankheit, Leid, Schmerz, Tod, vor sozialer Ächtung und Isolation vor, und es wird so getan, als liessen sich menschliche Ängste über technische Möglichkeiten beheben. Woher die Angst kommt und wie frau auch anders mit ihr umgehen könnte, das sind keine Fragen. Die wenigsten Nichtbehinderten haben eine realistische Vorstellung davon, was Behinderung ist. Die unmöglichsten Zerrbilder werden herumgeboten von unsäglichem Leid, Schmerz usw. Es ist immer nur von Defiziten die Rede, nicht von Fähigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten. Dass die mehr oder minder «objektiv» feststellbare Schädigung nur die materielle Voraussetzung für das gesellschaftliche Phänomen Behinderung und für den Prozess der Be- und Ver-Hinderung ist, wird kaum wahrgenommen. Damit will ich nicht leugnen, dass es heute schwierig ist, ein (behindertes) Kind grosszuziehen, weil Frauen meistens alleingelassen werden und die ganze Verantwortung auf ihnen lastet. Aber ich kritisiere, wenn Behinderung üblicherweise – auch unter Frauen – in einem Atemzug mit Krankheit, Leid und Tod genannt wird und damit als Unglücksmoment begriffen wird. Behinderung ist nichts Naturwidriges! Die Natur hat immer Andersartigkeit hervorgebracht. Ich teile mit Theresia Degener die Utopie, «in der Behinderte und Nichtbehinderte eines Tages gleiche Menschen und Behinderte nicht nur «Auch-Menschen» sind». Das setzt voraus, dass Frauen und Männer sich mit ihren Ängsten vor Krankheit, Leid und Tod auseinandersetzen, damit sie sie nicht mehr auf uns projizieren. Und es setzt Achtung vor Andersartigkeit und Solidarität voraus.

Zusammenfassend kann ich zum Inbegriff und zur Realisation der patriarchalen Erzeugungsphantasterei nur noch sagen: Die Natur wird «vollkommen», indem sie völlig beherrschbar wird – meint man –. Geschaffen ist damit aber nicht Leben, sondern etwas Totes. Der Sieg über die Körperlichkeit hat auf diesem Weg unweigerlich ihre Vernichtung zum Resultat. Auch die zerteilte, zerstückelte, selbstgeschaffene Natur ist nicht einfach beherrschbar. So einfach, wie diese Herren und Damen das sehen, ist es nicht mit dem Leben, denn das Leben ist grösser, als die Wissenschaften bisher je zu denken imstande waren. Und das dürfen wir im Widerstand gegen diese lebensverachtenden Technologien nie vergessen, denn das wird uns die Kraft geben, uns immer wieder mit allen unseren Energien für das Leben einzusetzen.



* Aiha Zemp arbeitet und lebt als Psychotherapeutin in Hausen am Albis.